



CARMEN GASSER UND REMO DERUNGS führen seit 10 Jahren gemeinsam ein Atelier für Innenarchitektur und Design. Sie beschäftigen sich mit grossen und kleinen Umbauprojekten, Ausstellungsgestaltung und Produktdesign. Beide sind in Graubünden aufgewachsen und zum Studium an der Hochschule für Gestaltung nach Zürich gegangen. Seitdem pendeln sie sowohl beruflich als auch privat zwischen Stadt und Bergen und möchten keins von beidem missen. Im Interview geben die Innenarchitekten des Schulhausumbaus in Morissen (ab Seite 30) Auskunft über das Bauen in den Bergen und die Unterschiede zur Stadt. www.gasserderungs.ch

WECHSELWIRKUNGEN

Berghütte oder Mehrfamilienhaus, steiler Felshang oder enge Baulücke. Klima, Geografie, Kultur: Es gibt viele Unterschiede zwischen Stadt und Bergen. Doch ist das Bauen in den Bergen wirklich anders als in der Stadt?

Ihr seid aus den Bergen in die Stadt Zürich gezogen ...

Carmen Gasser: Ja, wir sind jetzt seit über 15 Jahren in Zürich.
Remo Derungs: Allerdings pendeln wir zwischen Zürich und Graubünden. Wir brauchen die Stadt, wir brauchen die Berge. Und wir brauchen den Wechsel. Mit unserem Büro haben wir sowohl in der Stadt als auch in den Bergen bis in den hochalpinen Bereich Aufträge. Das macht es sehr interessant.

Merkt ihr beim Bauen einen Unterschied zwischen Stadt und Bergen?

Remo: Die Arbeit an sich ist gleich. Die klimatischen und geografischen Bedingungen jedoch sind unterschiedlich. Und das Organisatorische, wenn eine Baustelle irgendwo abseits liegt. Aber in der Stadt Zürich kann es auch sehr komplex sein, wenn wir für alles eine Bewilligung brauchen.

Ist bauen im Hochgebirge konstruktiv anspruchsvoller als in der Stadt?

Remo: Es ist nicht anspruchsvoller, aber anders. Anspruchsvoller würde heissen, es ist komplexer, aufwendiger, fordert mehr Kreativität. Das glaube ich nicht. Beide Situationen sind eine Herausforderung.

Arbeitet ihr jeweils mit lokalen Handwerksbetrieben zusammen?

Carmen: Nach Möglichkeit schon. Zum Teil gibt es natürlich Vorgaben oder Ausschreibungen. In den Bergen gibt es weniger Unternehmen, aber es funktioniert ähnlich wie in der Stadt: Man informiert sich im Vorfeld über gute Handwerksbetriebe, mit denen man eine Zusammenarbeit eingehen will.
Remo: Mit der Zeit haben wir uns ein Netzwerk aufgebaut. Handwerker, mit denen wir gerne arbeiten, die unsere Sprache und Philosophie teilen. Es ist schon vorgekommen, dass ein Handwerker von Graubünden nach Zürich gekommen ist oder von Zürich nach Graubünden, weil er einfach die beste Person für diese Arbeit war. Wir selbst arbeiten ja auch in Zürich an Gebäuden für Graubünden und umgekehrt. Wir empfinden den Austausch als wichtig, das kann für einen Unternehmer genauso gelten.

Man kann also nicht sagen, dass die Handwerker in Graubünden die Bauweisen und Materialien dort besser kennen?

Remo: Allgemein wahrscheinlich schon. Die Dichte an Handwerkern, die auf die Handwerkstechniken der Berge spezialisiert sind, ist sicher höher als in der Stadt.

Ist es bei Aufträgen in Graubünden ein Vorteil, dass ihr von dort seid?

Remo: Die erste Hürde ist sicher kleiner, aber man kann es nicht verallgemeinern. In Morissen hatte ich es oft einfacher, da ich aus einem Dorf in der Nähe komme und mit den Behörden und gewissen Unternehmen auf Romanisch kommunizieren konnte. Dann ist man einer von ihnen, die Distanz ist zunächst geringer. Das kann aber auch schnell kippen, wenn man nicht gleicher Meinung ist.

Architekten aus und Architektur in Graubünden erregen immer wieder Aufsehen.

Wieso wird gerade dort viel Gutes gebaut?
Carmen: Ich glaube, es hat mit der Sorgfalt im Umgang mit dem Bestehenden und der Weiterentwicklung zu etwas Neuem zu tun. Die Bautradition ist sehr stark, aber immer im Wandel. Es gibt viele verschiedene Einflüsse aus Italien, Österreich und der Nordschweiz. Dadurch hat man vielleicht den Blick und das Gespür für Elemente, die man weiterentwickeln kann.

Remo: Mir fällt auf, dass die Materialsensibilität hoch ist. Zum Beispiel Gion Caminada, der mit der Tradition baut, beim Holz bleibt und dieses neu interpretiert. Das ist eine tiefe Verwurzelung mit der Architektur und Kultur vor Ort. Aber auch das Kirchner-Museum in Davos von Gigon Guyer: Sie kommen aus dem Unterland, und ich kann mir keinen schöneren Umgang mit der Tradition der Flachdacharchitektur in Davos vorstellen.

Legen die Bündner Behörden grösseren Wert auf gute Architektur als andere?

Carmen: In Kanton, Heimatschutz und Denkmalspflege gibt es sehr sensible Leute, die auch innovative Projekte unterstützen. Vielleicht hat es aber auch mit der alten, prägnanten Architektur zu tun. Das ist eine extrem starke Sprache, die neu interpretiert werden kann. Im Tessin ist es ähnlich.

Ist man in Graubünden der gebauten Umgebung enger verbunden und neuer Architektur gegenüber aufgeschlossener?

Remo: Natürlich ist es eine wichtige Veränderung, wenn in einem Dorf mit fünf Häusern ein neues hinzu kommt. In der Stadt ist die Quantität zwar höher, aber wir reagieren dort genauso auf diese Situation. Die Aufgeschlossenheit ist sehr personenabhängig. Es hat mit Kultur und Offenheit zu tun, und ob sich jemand überhaupt für Architektur interessiert. Wir haben da schon alles erlebt.

Carmen: Die Bevölkerung versteht auch oft die moderne Architektur nicht. Als Peter

«Die Bautradition ist sehr stark, aber immer im Wandel.»

Das Gestalten von Ausstellungen macht rund 50 Prozent der Arbeit von Gasser, Derungs aus. Neben verschiedenen Museen arbeiten die Designer auch für die Rhätische Bahn, für die sie Ausstellungen im Rahmen der Auszeichnung als Unesco-Welterbe konzipierten. Anlässlich des 100-jährigen Bestehens der Berninalinie dokumentiert eine Ausstellung den aufwendigen Betrieb der Hochgebirgsbahnlinie auch im tiefsten Winter. Präsentiert werden die Fotos und Filme in zwei miteinander verbundenen Iglus, gebaut aus 3000 Kubikmetern Schnee und Eis. Der «RhB Schneedom» ist noch bis zum 5. April an der Talstation Diavolezza zu besichtigen. www.mybernina.ch
Im Gelben Haus in Flims wird Architektur regelmässig thematisiert. Momentan bereiten Carmen Gasser und Remo Derungs eine Ausstellung zum Thema «Der nicht mehr gebrauchte Stall» vor, die ab Herbst im Gelben Haus zu sehen sein wird. www.dasgelbehau.ch



Foto: Romano Zaugg (1)

Zumthor vor rund 25 Jahren in Haldenstein sein Atelier gebaut hat, hat das niemand verstanden. Das ist ein harmloses, wunderschönes Holzgebäude – und es war zu extrem.

Remo: Dabei ist das Haus sehr lieblich. Es hat ein Satteldach, eine Holzfassade, schöne Fenster – aber kein Vordach rundum!

Carmen: Mittlerweile ist man natürlich stolz auf Peter Zumthor und bewundert seine Architektur. Das ist häufig so.

Remo: Wir haben allgemein in der Schweiz eine starke Architekturentwicklung. Im Vergleich zum Ausland, denke ich, ist das Bewusstsein für qualitätvolle Architektur in der Schweiz heute relativ stark ausgeprägt.

Carmen: Gute Architektur braucht gute Bauherren. Unsere Bauherrschaft in Morissen hatte klare Wünsche und Vorstellungen, die das Projekt verstärkten und bereicherten.

Oft stellt sich die Frage: Umnutzung/ Umbau oder Neubau. Wie steht ihr dazu?

Carmen: Man darf nicht versuchen, eine allgemeine Lösung zu finden, sondern muss je nach Situation reagieren. Ich glaube, alles zu erhalten, funktioniert nicht. Es braucht ab und zu neue Impulse, einen Befreiungsschlag. Beim Schulhaus in Morissen war die Substanz spannend und gut. Das Gebäude hat eine völlig neue Bedeutung bekommen: Vorher war es öffentlich, nun ist es privat. Die Struktur hat zu den Bedürfnissen der Bauherren und zum Raumprogramm gepasst.

Remo: Das ist für uns die schönste Herausforderung: Die bestehenden Strukturen in die neue Zeit zu transportieren und die Qualität zu bewahren. Man hat schon Spuren und Patina, eine Wertigkeit. Das neu Gebaute muss seine Wertigkeit erst behaupten. Die Kombination ist das Maximum für uns.

Die steigende Zahl Ferienwohnungen wird oft kritisiert. Was ist das Problem daran?

Remo: Wir sind in solchen Strukturen aufgewachsen. Das ist sehr trist, wenn die Häuser die meiste Zeit über leer stehen und die Fensterläden geschlossen sind.

Carmen: Das Haus in Morissen wird momentan noch als Ferienhaus genutzt, später als Alterswohnsitz. Zuvor ist es mitten im Dorf jahrzehntelang leer gestanden. Ab und zu gab es Zwischennutzungen. Sehr viele Einheimische, aber auch Leute, die durch das Dorf gewandert sind, empfinden es als sehr schön, dass jetzt wieder Leben in dem Haus ist. Die vielen Reaktionen zeigen uns, dass die Menschen das leerstehende Haus wahrgenommen haben.

Remo: Das ist auch ein Erfolgserlebnis für die Gemeinde: Sie hat entschieden, das Haus zu verkaufen und sieht jetzt, was man Tolles draus machen kann. Dass es dort wieder Leben gibt, ist auch aus Sicht der Gemeinde sehr positiv.

Interview: Katharina Köppen